

„Berliner Tageblatt“
Erstausgabe am 1. März 1879
Preis 1 Mark 25 Pf.



Der Abonnements-Preis
Für den Monat 3 Mark 25 Pf.
Für den halben Jahr 16 Mark 25 Pf.

Berliner Tageblatt.

Nr. 161.

Berlin, Sonnabend, den 5. April 1879.

VIII. Jahrgang.

Vor Thoreschluß.

Noch jetzt giebt sich die Mehrzahl der kleineren Gewerbetreibenden dem süßen Wahne hin, es könne gar nicht ausbleiben, daß die vom Reichstag ins Werk gesetzte Zoll- und Steuerreform...

heit, die jetzt besteht, in bedeutlicher Weise lähmend auf Industrie und Handel wirken müsse. Gewiss, diese Ungewißheit ist höchst beflagenswerth, und ihre Folgen machen sich längst schon allenthalben traurig genug bemerklich.

Was ist das aber überhaupt für ein Grund, daß man, um einer unsonnernen Lage ein Ende zu machen, sich lediglich in eine andere stützen soll, die man ganz und gar nicht kennt? Denn das Eine werden uns die Offizien und Delegationen, welche aus Interesse für die Neuerungen sind, billigerweise schon zugeben müssen, daß wenn die volkswirtschaftliche Wissenschaft in diesen Fragen für sie von keinem Gewicht ist, die kahlen Versicherungen von der eminenten Förderung des Volkswohlfandes durch ihre Neuerungen für uns von noch weit geringeren Gewicht sind.

Es ist dabei nur nicht zu übersehen, daß fürst Bismarck ganz andere Gesichtspunkte im Auge hat, als offiziös eingeräumt wird, ganz andere, als die Schatzkammer, welche seine Pläne unterstützen. Diese Letzteren suchen ausschließlich ihren Privatvortheil und glauben, ihn von der Durchführung der Neuerungen mit Bestimmtheit erwarten zu können.

lich förderlich erweisen werde, allein es liegt doch auf der Hand, daß diese Erwartung für ihn nur in zweiter Linie steht. Es ist schlechterdings nicht anzunehmen, daß er, wenn die Reichslisten in Folge der allgemeinen Zoll- und Steuererhöhungen sich reichlich füllen und gleichwohl der Volkswohlfand keine Entwicklung zum Besseren zeigen, vielmehr bei der unvermeidlichen Preissteigerung der allermeisten Lebensbedürfnisse mit größerer Noth als jetzt zu kämpfen haben sollte, daß er dann, sagen wir, ohne Weiteres die von ihm bestimmte Zoll- und Steuerpolitik wieder aufgeben und zu dem jetzigen Zustande, den er vertritt, zurückkehren könnte.

Nein, nein! Zunächst wir uns darüber nicht, daß seine Zoll- und Steuerreform, wenn sie einmal Gesetz geworden, auf ein Jahr- hundert und länger hinaus auch Bestand behalten wird. Und zwar schon deswegen, weil dieses Gesetz nur mit Zustimmung der Regierung wieder aufgehoben werden könnte, die Regierung aber, einmal zu den neuen Einnahmen ermächtigt, die Wiedereröffnung niemals zugestehen würde, wenn ihr für die Zölle und Steuern nicht vorher Erfolg gesichert wäre, ein Verlangen, das begrifflicher Weise schlechterdings nun und nimmermehr erfüllt werden könnte. Und gerade um dieser unvermeidlichen Rücksicht willen sollte die Bewässerung sowohl wie auch der Neidtrag in äußerster Maße Zurückhaltung üben. Es wird jetzt Manches verübt, um die Wähler dahin zu bringen, ihren Abgeordneten die unbedingte Annahme der neuen Zoll- und Steuerprojekte zur Pflicht zu machen. Mögen die Wähler vorichtig sein und es lieber nicht thun! Das zustimmende „Ja“ ist bald gesagt, aber diese und die nächste und die dritte Generation werden nachher, wenn etwa doch ganz wider Erwarten der Wähler sehr böse Folgen sich zeigen sollten, mit allen „Nein“ der Welt jenes voreilige „Ja“ nicht wieder ungeschehen machen. Immer und immer wieder muß daran erinnert werden, daß der Reichstag, der gegenwärtig auf Deutschland lastet, alle großen und kleinen Industrieländer der Erde mit gleicher, ja vielfach mit noch schwererer Last bebrückt, und daß es doch gewiß eine höchst seltsame Hoffnung ist, jenen Nothstand dadurch von uns abzuwälzen zu können, daß wir jährlich hundert bis hundertachtzig Millionen Steuern mehr als bisher bezahlen. Durch vermehrtes Geldeausgeben ist noch Niemand reicher geworden; die simple Wahrheit wird auch in diesem Falle volle Geltung behalten.

Politische Tages-Nachrichten.

Berlin, 5. April.

* Wir erinnern, hat die Mehrzahl der in der Sitzung am 29. März vernehmen ein Sachverständigen sich für die Wiedereröffnung des Reichstages vom 30. März angeschlossen. Die Tarifkommission

Das Recht des Lebenden.

Roman in drei Theilen von Levin Schücking.

„Wah, Wetter,“ sagte Brigitte, zu Boden blickend, mit halberstimmter Stimme, und dann setzte sie, den Baron plötzlich fest anschaugend, hinzu: „auch muß ich Ihnen erklären, daß ich niemals eine Erbschaft annehmen werde, um welche Er sich hat betrogen sehen müssen.“

„Um meine Erbschaft hat Niemand ihn betrogen, Du darfst nicht ganz logisch,“ sagte der Baron mit einem trüben Lächeln. „Aber ich sehe, ich komme gegen Euch nicht auf und werde mich dem ja wohl beugen müssen — ich bin kein Unmensch und will, was Marie für meine Pflicht erklärt, denn thut. Wodurch wir ihn — in Gottes Namen! Ich habe mich schon sehr in die Zeit schicken müssen, ohne daß mit die Berücksichtigung dazu so klar gemacht wurde, wie heute so specie aeterna von diesem zornigen Pfaffen Marie.“

Dabei wendete sich der Baron und ging, die Hände auf dem Rücken und mit der Miene eines Mannes, der nicht gerade als Sieger aus einer Kämpfe kommt, zum Zimmer hinaus; Brigitte aber sprang auf und lärmlich umarmte sie ihre Freundin. Hoffentlich vor Bewegung sagte sie:

„Wie werde ich mein Leben lang Dir danken können, Marie? Du bist annehmlich. Du bist wie eine Heilige.“

„Wah, ich begriffen habe,“ antwortete Marie schmerzlich lächelnd, „daß in jeder Noth der Mensch sich an seine Pflicht klammern muß, wie der Schiffer im Sturm an sein Steuerbord, wenn er nicht untergehen will? Wirst Du mir danken, Brigitte, so hilf mir bei denen, die jetzt die Weinen sind, zu erweisen, daß ich — in diesem Lande — bei meinen Vätern bleiben darf — nach wie vor.“

„Das will ich, daran zweifle nicht — und darf ich nicht jetzt mit Dir heimgehen? Ich bin so erregt, ich würde nicht wissen, was beginnen, nicht wußt mit mir, wenn Du jetzt gegangen bist — darf ich nicht mit Dir gehen, um — mit Überzeugen zu sprechen — Dir die schmerzliche Aufgabe bei ihm zu erleichtern.“

Marie schüttelte leise ihr Haupt. „Nein,“ sagte sie dann langsam — „was ich gesagt“ werden muß, ist so schmerzlich für uns Beide — darf das erste Wort nicht von fremder Lippe ertönen! Es ihm selber auszusprechen, auch

das ist meine Pflicht! Ich gebe, sie zu erfüllen — Du Glückliche als ich, inde die Beschäftigung, indem Du an Alfred von Bellerheim schreibst!“

Alfred von Bellerheim — Marie Gelsen, oder Marie von Norewin, wie sie jetzt uns heißen muß, hatte das mit einer ein wenig abgemessenen Verächtlichkeit und Unbequemlichkeit der Schwierigkeiten ausgedrückt, welche sich trotz einer Verwandlung eines Namens wie Selbst in den eines Barons von Selber-Bellerheim entgegenstellen. Der Baron dagegen konnte diese Schwierigkeiten wohl und sich eben jetzt mit seinen beiden vertrauten Freunden zusammen, um zu beraten, wie sie zu überwinden seien. Er hatte dabei sein bisheriges süßeres Schwelgen und ihnen Alles, was vorgefallen, mittheilen müssen — der Geheimrath und der Oberst waren darüber natürlich nicht wenig erstaunt gewesen und der Geheimrath hatte beengt ausgerufen:

„Welch eine wunderliche Erbschaft! Höre Dinge doch eine langstehende Generation ihren Nachkommen hinterlassen kann, um sich damit zu quälen — wohl denen, die nicht an der Last ihrer Geschichte zu tragen haben!“

Der Oberst hatte dagegen gemeint, wenn solche Last so einfach abgeworfen werden könne, wie der Baron es zu thun vor habe, um Alles wieder ins Gleich zu bringen, so sei die Sache doch nicht so arg und beflagenswerth.

„Einfach!“ hatte der Baron dabei feuchend geantwortet — „ich bitte Dich, einfach! Es wird eine grenzenlose Schreiberlei und entsprechende Beiläufigkeiten bei den Wörtern geben.“

„Wenn Er dieses frädet,“ alter Dumas!“, verlegte der Geheimrath, so sind wir ja so, Ihre getreuen Ministerialen! Ich werde Ihnen die Eingabe an die Aehdliche machen und alles dazu Nötige beschaffen.“

„Und ich,“ fiel der Oberst ein, „werde, wenn die Sache so weit gekommen ist, an meinen Vorgesetzten und Freund, den Ministerien im Ministerium über solche Angelegenheiten schreiben, um eine rasche Entscheidung zu erlangen. Was den König angeht, so dürfen wir sicher auf seine Güte vertrauen. Wir wissen ja, daß unser gnädigster Herr von Herzen gern hilfreich ist, wo er helfen kann.“

„Und die Sachen gehen so weit, und nach einem Monats Verlauf hält der alte Herr die befehlige Urkunde in der Hand, welche die Genehmigung des Monarchen für die Adoptionsklärung enthält und dem alten hiesigen Gelehrten auf Bellerheim einen Sohn gab!

Nach eines Monats Verlauf. Es war viel geschehen in diesem Monat. Alfred war darin um seinen Hofisch aus dem Reichthum gekommen, und bis hierher ihm bewilligt, hatte er die Lage in höchstem Wüthen darüber, welchen Lebensweg er nun einschlagen sollte, zugebracht, auf jeden möglichen hoffnungslos und unentschlossen, ohne jegliche innere Schwingentrast bildend. Und dann hatte er eines Tages eine heftige Szene mit dem Major, seinem Pflegevater, durchgemacht gehabt, der seine brieflichen Mittheilungen mit einem zornigen Unlauben aufgenommen hatte und nun selbst in die Absicht zu ihm gekommen war, um sich auszusprechen, sich überzeugen zu lassen, und dann Alfred die befehligen Vorurtheile zu machen, daß dieser nicht ihm zuerst sich antraut habe. Er begriff schwer, wie Alfred vor der Enthüllung seiner Familie gegenüber am meisten zu vergeblich! Und dann, als er sich die Zeit seines ganzen inneren Jammers über eine Zeitlang, für welche er doch nun niemand Bedenken mehr verantwortlich machen konnte, ein wenig von der Brust weggesprochen, verlangte der Major, von der Lehrerin zu hören, welche jetzt seine Tochter war! Es schlug dieser Tochter, schien es, bei ihm absolut nichts von väterlichen Gefühlen entgegen — sie war ihm so fremd, in so völlig anderer Luft aufgewachsen, mit anderen Gewohnheiten groß geworden; und nun sollte sie kommen, um den Sohn, auf den alle seine Hoffnungen geruht hatten, zu niedrigen — es war nur menschlich, daß er sich vor dem Eintritt dieser Tochter in sein Haus mehr idente als danach feinte!

„Glaubst Du, daß es ihr bei uns gefallen wird?“ fragte er taktend und unsicher, wie um einen anderen Gedanken nicht auszusprechen.

Alfred schüttelte den Kopf. „Ich konnte sie so wenig,“ verlegte er. „Bei der Art, wie sie ertragen ist, doch wohl sehr fromm und strenggläubig, denn ich mir — hätte sie am Ende an unserer Art zu leben und zu urtheilen, viel auszusprechen.“

„Es ist das nicht unmöglich,“ entgegnete Alfred, „doch glaube ich, Dir dafür klingen zu können, daß sie dann wohl sehr zurecht beruhter leben, niemals aber gegen ihre Eltern einen unerbittlichen Tadel äußern würde.“

Der Major feuchte. „Du kennst mit den Gefallen thun, Alfred,“ sagte er nach einer Weile, „wenn Du ihr schreiben solltest! Vielleicht geht sie der Begegnung mit uns nur sehr schweren Herzens entgegen...“